

Diechtensteiner Volksblatt

Abzugspreis: Für d. Inland u. die Schweiz jährl. Fr. 10, halbjährl. Fr. 5, vierteljährl. Fr. 2.50, Österreich u. Deutschland jährlich Fr. 11, halbjährl. Fr. 5.50, vierteljährl. Fr. 2.80, das übrige Ausland halbjährl. Fr. 7.50, vierteljährl. Fr. 3.80. Postamt. bestellt 30 Rp. Zusätzl. Anwerbsgebühr: im Inland und anzureichendes Gebiet die 7 Pfalt. Solonzeit 10 Rp., übr. Ausland 15 Rp.; Adressen das Doppelte. Anwerbsrechnung Nr. IX/2988. Telephon: Schriftleitung, Baduz 79, Verwaltung Baduz 43, Buchdruckerei Nu (St. G.) 100.



Bestellungen nehmen entgegen: die nächstgelegenen Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Baduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Nu (Rheinthal).

Einsendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Baduz einzuliefern. Inseratannahme durch die Verwaltung des Diechtensteiner Volksblattes in Baduz, Buchdruckerei Nu und Schweizer-Annoncen V. G., Chur, bis jeweils Montag und Donnerstag abends.

Organ für amtliche Kundmachungen.

Verstaatlichung der Unfallversicherung?

(Aus Baugewerbetreiben.)

(a) Kam mir da in letzter Zeit ganz per Zufall eine Zeitungsnummer in die Hand, in welcher der Landesvoranschlag für 1927 abgedruckt war. Weil ich gerade Zeit hatte, schaute ich mir die Sache einmal an. Ich studierte die Einnahmeposten, und da man bekanntlich auch Ausgaben hat, auch diese Titel. Da fiel mir etwas auf. Nämlich unter dem schönen Titel „Soziale Fürsorge“ war ein Betrag von 3000 Fr. eingesetzt für staatliche Unfallversicherung. Wenigstens glaube ich, daß es so hieß. Ich dachte über diesen Posten nach und kam dann darauf, daß diese 3000 Fr. wahrscheinlich für die Durchführung der staatlichen Unfallversicherung eingesetzt seien. Da mußte ich mich fragen, wozu denn bei uns eine staatliche Unfallversicherung? Selbst wenn es sich, was sehr wahrscheinlich ist, nur um die Angliederung bzw. Unterstellung Diechtensteins unter die schweizer. staatliche Unfallversicherung handelt, so kann man hiezu nicht stille sein. Nach der Gewerbeordnung (§ 71) sind die Inhaber von Gewerben, mit deren Ausübung eine besondere Gefahr für die Arbeiter verbunden ist, insbesondere die Inhaber von Steinbrüchen, Baugewerben und von Betrieben, in welchen Motoren oder Dampfkessel verwendet werden, zur Versicherung des gesamten Hilfspersonals gegen Betriebsunfälle verpflichtet. Dieser Verpflichtung kommen denn ja auch alle Betriebsinhaber der einzelnen Gewerbe nach. Wo sie ihr Personal versichern wollen, ist ihnen freigestellt. In unserm Nachbarlande, der Schweiz, von der wir die letzten Jahre viele Gesetze entweder direkt oder indirekt übernommen haben, ist die Sache anders. Dort müssen sich die Gewerbebetriebsinhaber bei der staatlichen Unfallversicherung und nur jene Versicherungsschmer, die nach dem dortigen Gesetze der obligatorischen Versicherung nicht unterstellt sind, können sich bei einer privaten Gesellschaft versichern. Die staatliche Versicherung schließt viele Nachteile in sich und zwar sowohl für die Versicherungsnehmer als auch die Versicherten, d. h. die Arbeiter. Der staatliche Verwaltungsapparat ist sehr kompliziert und wird mehr oder weniger bürokratisch geführt. Dann müßte die private Versicherung den Versicherungsnehmern in vielen Belangen viel mehr Freiheit als die Zwangsanstalt. Dies tritt am deutlichsten zutage bei den Schadensliquidierungen. Schreiber dieser Zeilen hatte schon Gelegenheit, zu hören, wie es mit denselben bei der Zwangsanstalt oft bestellt ist. Daß bei solchen Sachen oft ein wenig übertrieben wird,

sei zugegeben, aber im Großen und Ganzen sagt einem schon der gesunde Menschenverstand, daß die privaten Gesellschaften aus Gründen der Geschäftspolitik und wegen der heutzutage besonders starken Konkurrenz viel kulantler vorgehen, als dies die staatliche Anstalt tut, deren Beamte sich ganz einfach an den starren Paragraphen halten und dies auch gut tun können, weil eben das Gesetz die Versicherungspflichtigen zwingt, sich bei der staatlichen Anstalt zu versichern. Es ließen sich noch manche andere Gründe dafür anführen, daß die private Versicherung der staatlichen bei weitem vorzuziehen ist. Es ist durchaus nicht Zweck und Absicht, durch diese Zeilen unserer nachbarlichen staatlichen Anstalt nahezutreten zu wollen, sondern es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß es nicht immer gut ist, einfach etwas, was vielleicht für einen Staat mit 3,5 Millionen Einwohnern gut sein mag, für unsere Verhältnisse einführen zu wollen. Vorab die Arbeiter haben allen Grund, zu diesem Kapitel bei gegebener Gelegenheit Stellung zu nehmen. Das Diechtensteiner Volk hat übrigens am 7. Februar 1926 sein Urteil abgegeben, wie es über die staatliche Versicherung denkt. Damals handelte es sich um die Einführung der staatlichen Brandversicherung, heute um die staatliche Unfallversicherung. Mag das Kind heißen, wie es will, hier gehts ums Prinzip, wollen wir eine staatliche Versicherung oder wollen wir keine. Diese Zeilen entstehen durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr soll damit das Thema nur angeknüpft werden, und ich überlasse es gerne einer berufeneren Feder, sich hierüber zu äußern. Auf jeden Fall soll die Angelegenheit nicht so mir nichts, dir nichts über Nacht loszusagen ohne Vorwissen und Mitwissen der Bürger und Steuerzahler erledigt werden. Wenn man uns Bürgern in letzter Zeit auch oft vorgepredigt, daß man von Steuerzahlern eigentlich nicht mehr reden könne, so möchte ich mir doch die bescheidene Frage erlauben, wozu wir denn eine neue moderne, demokratische Verfassung haben, nach welcher die Staatsgewalt im Fürsten und Volke verankert ist.

Vom Tage.

Es ist auf der buckeligen Welt immer etwas „los“; wer die Augen aufstut und die Ohren spitzt, dem wird es kaum einmal langweilig. Man kann denn auch von der Woche, die gestern zu Ende ging, nicht behaupten, daß sie ereignislos gewesen sei. Im Ausland ist allerlei passiert, was unsere Aufmerksamkeit fesselte. Man hat sich besonders lebhaft für die beiden französischen Waghalse interessiert, die zum Flug Paris-Newyork aufstie-

gen, um den schönen Preis von über 100,000 Schweizerfranken zu erringen, die ein Amerikaner für das Gelingen des kühnen Planes ausgesetzt hat. Die beiden Flieger waren sehr zuversichtlich, als sie sich in Paris in ihr Flugzeug setzten; sie hofften, den etliche 1000 Kilometer langen Weg (davon 3100 Kilometer über dem offenen Meer) ohne Zwischenlandung zurücklegen zu können. Doch: „Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.“ Das Flugzeug ist nicht an seinem Bestimmungsort angekommen; trotz eifrigstem Suchen hat man weder in Europa, noch in Amerika eine Spur von ihm gefunden. Niemand weiß, ob die beiden Flieger noch am Leben sind oder ob sie der Tod geholt hat, dessen Insignien sie an ihren Apparaten malen ließen. Die Nervosität in Paris, von der in diesem Blatte bereits die Rede war, hält an. Es will den Franzosen nicht in den Kopf hinein, daß das kühne Wagnis gescheitert sein soll. Sie befürchten, der Plan einiger Amerikaner, ohne Zwischenlandung von Newyork nach Paris zu fliegen, könnte glücken, wodurch Frankreich, dessen Söhne Rungegger und Coli sich umsonst um die Bezeichnung der gleichen Strecke mühten, unsterblich blamiert wäre.

Die Welt kennt allerdings noch andere Sorgen, als die Sorge um die vermischten französischen-Amerikanerflieger. Ihre Blicke waren in der vergangenen Woche oft nach Genf gerichtet, wo die internationale Wirtschaftskonferenz tagt. Die Konferenzherren waren eifrig an der Arbeit. Lange Stricke gerissen und große Nüsse geknackt haben sie freilich noch nicht. Daraus darf ihnen aber niemand einen Vorwurf machen. Diese Genfer Verhandlungen können noch keine überwältigende Resultate bringen. Sie dienen eigentlich mehr dazu, die Geleise zu legen, auf denen künftig die Züge der Wirtschaft fahren müssen, wenn sie ein gutes, allen Ländern und Völkern frommendes Ziel erreichen wollen. Dieses Geleiselegen ist eine wichtige Arbeit; ihre Schwierigkeiten können von niemand verkannt werden, der bedenkt, wie weit die Wirtschaftsinteressen der verschiedenen Staaten auseinandergehen und wie wenig die Staaten bisher bereit waren, Rücksicht aufeinander zu nehmen. Diese Dinge kann man natürlich nicht von heute auf morgen ändern; das Tempo, das da eingeschlagen werden muß, heißt „Eile mit Weile“.

Derweil sich in Deutschland gewisse politische Kreise wehren, damit in der Schlußfrage und in der Konkordatsfrage den Katholiken möglichst wenig Entgegenkommen gezeigt wird, kam vor einigen Tagen aus England eine bessere Kunde. Da hat der Außenminister im Parlament klipp und klar erklärt, daß seine Regierung nicht daran

denke, die während der Kriegszeit errichtete Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl wieder aufzuheben. Er hat in aller Form anerkannt, daß das Papsttum eine große moralische Macht in der Welt ist und hat auch anerkannt, daß viele Millionen des britischen Volkes im Papst in Rom ihr geistliches Oberhaupt sehen, zu dem sie in Ehrfurcht und Liebe emporklicken. Diese Worte sind natürlich nicht von allen Engländern mit Freude aufgenommen worden; es gab viele, die ob ihnen die Nase rümpften und die Stirne in Falten legten. Es ist ja nun einmal so, daß bei gewissen Leuten die Vernunft da aufhört, wo ihr Katholikenhaft anfängt. Zum Glück leiten diese Leute das Geschick der Welt nicht. Mexiko würde sonst Schule machen!

Fürkulentum Diechtenschein

Die neuen Fahrpläne

sind nun erschienen und haben die erwarteten Verbesserungen für den Lokalverkehr — nicht gebracht. Die Züge auf der Strecke Feldkirch-Buchs sind nicht vermehrt worden, und durch teilweise Verlegung derselben ist nicht viel erreicht. Die Anschlüsse nach Bregenz sind eher verschlechtert worden. Mit dem Vormittagszug ab Schaan kommt man wohl eine Stunde früher nach Feldkirch und kann nun dort statt bisher eine halbe Stunde, künftighin anderthalb Stunden auf den nächsten Zug warten. Die durch die Früherlegung des Vormittagszuges bedingte Verlegung des ersten Kurjes des Postautos ist nun derart, daß dieser Kurs sicher noch weit weniger als bisher benutzt werden wird.

Es ist nicht zu verstehen, daß es unseren Behörden bei entsprechender Bemühung nicht gelingen müßte, endlich einmal eine wirkliche Verbesserung des Lokalverkehrs auf der unser Land durchführenden Bahnlinie zu erzielen. Anregungen wurden wahrlich schon genug gegeben.

Verkehrskommission vor!

Baduz. Letzten Samstag hat im Mutterhaus der barmherzigen Schwestern in Zams eine Bürgerin unserer Gemeinde, Schwester M. Magentia Berling mit 7 Mitschwestern die heiligen Gelübde abgelegt. Die Feier der hl. Profese ist eine erhebende Feier, der in der Regel die Angehörigen der neuen Ordensmitglieder beimohnen. Vor Jahresfrist fand die Einkleidung dieser Schwestern statt. Schwester M. Magentia Berling wird nun einstweilen im Mutterhause in Zams als Handarbeitslehrerin tätig sein, um dann später in einer Filiale voraussichtlich gleicherweise den Mitmenschen zu dienen.

Feuilleton.

Das Geheimnis des Testaments.

Roman von L. Walter.

Nachdruck verboten.

12. Kapitel.

Das Herrichten der Häuslichkeit, in die er seine geliebte Weib als seine Gattin führen wollte, war für Allan Gtewart eine Quelle der Freude und Zerstreuung. Es zog ihn von allen Mühseligkeiten über seine Sorgen ab und bot ihm eine angenehme, angenehme Beschäftigung. Aus verschiedenen Gründen hätte er sehr gern in London gelebt, aber die Vorsicht gebot ihm, das abzustehen, da das Leben dort zu teuer für ihn war. Wenn er an einem Orte lebte, wo er leben konnte, so mußte er natürlich seinem Vorgehen gemäß leben; da er seine Verheiratung aber noch zwei Jahre lang geheim zu halten wünschte, war es für ihn, wie für seine Gattin

angenehmer, sich in einer ganz fremden Umgebung zu befinden.

Er entschied sich schließlich für ein kleines Dorf, namens Marjeth, das tief im Herzen der grünen Berge von Surrey lag. Nicht vor dem Orte stand, halb von Bäumen verdeckt, eine hübsche Villa, von deren Garten aus man eine bezaubernde Aussicht auf eine der lieblichsten Landschaften Englands hatte. Diese Villa gelie ihm ungemein. Er mietet sie und stattete sie mit allem aus, was er für angenehm und wünschenswert hielt, und sagte sich, daß er dort voraussichtlich die glücklichsten Jahre seines Lebens zubringen würde.

Zuerst hatte er beschlossen, die Summe von zweitausend Pfund, die ihm für die ersten zwei Jahre von dem verstorbenen Lord ausgesetzt war, nicht anzurühren, aber der Stolz wich dem Verstande. Es gelang ihm ohne Schwierigkeit, die ganze Summe im voraus zu erheben, und nachdem er eine Schuld von dreihundert Pfund davon getilgt hatte, verwendete er den Rest auf die Einrichtung der kleinen Villa in Marjeth und die Ausgaben für die

Hochzeit. Ihm blieb ja dann immer noch Walton und die jährliche Revenue von tausend Pfund.

„Ich bin immerhin noch kein ganz ruiniertes Mann“, dachte er, „und das Schicksal mag mir doch noch etwas Gutes vorbehalten haben, gerade wie damals, als ich Margarita so unverhofft kennen lernte.“

Er mochte zu jener Zeit ganz in der Nähe seines Klubs und ließ dort alle seine Briefe abgeben. Eines Tages befand sich auch ein Brief dabei von Madame de Valmy, worin sie sich nach seinem Befinden erkundigte und ihm um Nachricht über sein Ergehen bat. Madame hatte diesen Brief ohne Wissen ihres Schützlings geschrieben und Allan beantwortete ihn umgehend, sandte auch gleichzeitig einige Zeilen, die freundlich und harmlos gehalten waren, an Delaide ab, in denen er die Hoffnung aussprach, daß ihr der Aufenthalt in Brighton zusage und sie sich dort wohler fühle. Wie konnte er ahnen, welche Seligkeit die junge Erbin bei ihrem Empfang empfand, wie sie die paar Zeilen wieder und wieder las, sie an ihre Lippen

preßte und mit brennenden Wangen und leuchtenden Augen darüber nachdachte, ob er nun wirklich ein klein wenig Liebe für sie empfände.

Sie antwortete natürlich. Delaide Cameron befaß die Kunst, die ganze Poesie ihres Wesens, alle ihre bedeutenden Geistesfähigkeiten in ihren Briefen auszudrücken. Lord Rykestone war ganz erstaunt, als er diesen ihren ersten Brief las.

„Welch eine schöne Seele muß sie haben“, dachte er. „Ich habe in meinem Leben keinen derartigen Brief gelesen.“

Während er ihr zum zweiten Male schrieb, fühlte er sich mehrmals versucht, ihr von seiner Liebe zu reden; sie war so sanft, so weiblich, so anmutig, er hätte sie gern gebeten, seiner jungen Gemahlin eine Freundin zu sein. Dann fiel ihm aber ein, daß Margarita gesagt hatte, sie würde sie verabscheuen. Zudem war es gar zu leicht möglich, daß Margarita von Delaide das Geheimnis des Testaments, das er ihr sorgsam verborgen hielt, erfährt. Er sagte sich also, daß es geratener sei, zu schweigen, und seiner Liebe